

VOM STÜCKWEISEN ERKENNEN

ÜBER DIE VIELEN FACETTEN GOTTES, UNSER GROSSES PUZZLESPIEL UND DIE GRUNDSTÜRZENDE ERKENNTNIS, DASS ER KEIN DEUTSCHER IST

IVON RUTH MÖLLER

05 | © 20 – 30

Neuer Stamplatz für Jesus

In meinem Klassenzimmer als Lehrerin hatte ich, den bayrischen Bestimmungen entsprechend, ein Kruzifix hängen. Als ich das Zimmer von einer Kollegin übernahm, entdeckte ich beim Einrichten den gekreuzigten Jesus in einem hinteren Schrankwinkel. Mich nach einem würdigeren Platz umschauend, fand ich einen verwaisten Nagel in etwas mehr als Augenhöhe direkt neben der Tafel. Mangels Zeit und Alternativen fand Jesus dort seinen Platz – und was zunächst nur vorübergehend gemeint war, blieb schließlich sein Stamplatz.

Jedes Mal, wenn ich das Zimmer betrat und zu meinem Pult ging, kam ich nun an meinem Herrn vorbei. Ich hatte bis dahin ein durchaus gespaltenes Verhältnis zu einem Kruzifix. Mit meiner konsequent pietistisch-protestantischen Erziehung war die bildliche Darstellung des sterbenden Christus für mich schon nahe an einem Verstoß gegen das erste Gebot. Noch deutlich höre ich die Worte meines Großvaters, der diese „katholische“ Praxis missbilligte und meinte, dass Jesus schließlich vom Tod auferstanden sei und man ihn deshalb nicht mehr am Kreuz abbilden dürfe.

Das klang einleuchtend – dabei befand sich in der Lutherischen Kirche meiner Kindheit auch ein Kreuz mit Jesus, allerdings in einer moderneren Version – weniger leidend, verletzt und hässlich, mehr künstlerisch, ästhetisch, keinen Anstoß erregend. Die evangelischen Kreuze sind aber tatsächlich oft leer. Und nun begegnete mir jeden Morgen Jesus an diesem billigen Holzkreuz und schaute mich mit einem überaus leidenden Blick an. Jedes Mal fühlte ich ein Unbehagen, das ich mir nicht wirklich erklären konnte und das mir Gewissensbisse bereitete. Denn natürlich war mir bewusst, dass Jesu Sterben am Kreuz existentiell für meine Beziehung zu Gott ist. Deshalb begann ich, beim Betreten des Raumes am frühen Morgen, bevor die Schüler eintrafen, immer kurz am Kreuz stehen zu bleiben, Jesus zu begrüßen und ihm in den nächsten zwanzig Sekunden zu erklären, was heute wichtig sei und wo ich seine Hilfe brauchte.

Dieses kleine Ritual hatte zwei ganz widersprüchliche Effekte auf mich. Der erste: Ich begann, mich schon auf dem Weg zur Schule darauf zu freuen, dass Jesus im Klassenzimmer auf mich wartete, dass ich diesen Tag nicht allein bewältigen musste. Natürlich ist mir klar, dass diese geschnitzte Holzfigur keine Personifizierung von Jesus darstellt und dass er auch ohne ein Bild schon längst überall ist, wo immer ich hinkomme. Aber dieses Kreuz gab mir merkwürdigerweise die Gewissheit, dass es sich auch tatsächlich so verhält. Es war eine hilfreiche Visualisierung meines Glaubens.

Schulrat, Migräne – und ein schwacher König

Der zweite Effekt war genau konträr: Ich mochte diesen Jesus am Kreuz immer weniger. Ich störte mich – je länger, je mehr – an seiner dargestellten Schwachheit und scheinbaren Niederlage. Nur meine permanente Zeitknappheit im turbulenten Alltag mit Beruf, Familie und Gemeinde hinderte mich daran, das Kruzifix gegen ein schlichtes, leeres Kreuz zu tauschen.

Das Unterrichten von 31 Münchner-Großstadt-Erstklässlern bringt mich an meine Grenzen. Kinder mit ganz unterschiedlichen Voraussetzungen, ein zufällig zusammen gewürfelter Haufen – so manches trägt schon mit sechs Jahren einen schweren Rucksack auf dem Rücken seiner Seele. In keinem anderen Alter bringen die Kinder dem Lehrer ein so fast grenzenloses Vertrauen entgegen – ein Grund, warum ich meinen Beruf sehr liebe. Irgendwann wird der Rucksack vor meinen Füßen ausgeschüttet und die Botschaft in den Augen ist klar: „Ich glaube Dir erst, dass $1 + 1 = 2$ ist, wenn Du mir hilfst, diese Last zu tragen.“

In dieser „Kruzifix-Klasse“ gab es nicht wenige Rucksäcke. Ganz zu schweigen von dem eigenen Rucksack, den man selber jeden Morgen mitbringt: ein krankes Kind allein zu Hause, Ebbe im Kühlschrank, den Hauskreis für heute Abend noch nicht vorbereitet und der Schulrat kündigt sich parallel zu einem Migräneschub an. An einem solchen Morgen – überwältigt von der eigenen Hilf- und Machtlosigkeit – sah ich nun wieder auf meinen leidenden Christus. Aber ich brauchte keinen schwachen Jesus! Ich wollte meinen Herrn als König sehen, als denjenigen, der alles im Griff hat!

Jesus als König – das ist schon immer eines meiner Lieblingsbilder von Gott. Die verschiedenen Beschreibungen von Jesus als König in der Offenbarung gehören zu meinen Lieblingsstellen in der Bibel. Er, der regiert – der spricht und es geschieht – der alles weiß, alles kann und alles macht, auch gerade dann, wenn es für uns ganz anders aussieht. Jesus als König ist oft das Bild, das ich vor meinem inneren Auge sehe, wenn ich im Gebet zu ihm komme. Aber Jesus am Kreuz, gedemütigt von seinen Feinden, im Todeskampf – dieses Bild mochte ich nicht, es entmutigte mich. Wie sollte er mir in dieser Situation helfen können?

Schwach-Stärke

Also betete ich: „Jesus, ich kann Dich dort am Kreuz wirklich nicht mehr anschauen. Ich will Dich nicht schwach und hilflos sehen, ich bin selber schwach und hilflos! Ich brauche den Jesus, der Wunder vollbringt, der stark ist, der Kindern hilft und ihre

Wunden heilt. Der aus dem kümmerlichen halben Brot in meiner Hand eine ganze Klasse satt macht. Der mich weise macht und mir immer wieder Liebe und eine Perspektive für diejenigen schenkt, die mich am meisten herausfordern. Man erwartet von mir, dass ich gleich auf dem Wasser laufe – und Du hängst dort am Kreuz und stirbst!“

Da hörte ich Jesus zu mir sagen: „In diesem Moment meiner scheinbaren Niederlage war ich in Wirklichkeit am stärksten. Das war der Moment meines Sieges! Und auch in Deiner Schwachheit bin ich am stärksten.“ Jetzt erst wurde mir bewusst, dass Jesus das alles ja freiwillig ertragen hatte. Keiner hätte ihn zwingen können, am Kreuz zu sterben. Wenn er schwach gewesen wäre, hätte er sich nicht ans Kreuz nageln lassen, er hätte sich gewehrt und die Schmerzen und den Tod vermieden. Aber er war stark, hat ausgehalten und ging den Weg bis zum bitteren Ende – und darüber hinaus.

Diese Erkenntnis war für mich neu und veränderte und erweiterte mein Bild von Jesu Allmacht und Herrschaft. Wenn nun manchmal einer meiner Schüler – gefangen in seiner Wut und Traurigkeit (nicht alle Kinder leben in einer heilen Welt ...) – seinem Frust freien Lauf ließ und die von mir gesetzten Grenzen wieder einmal in Frage stellte (milde ausgedrückt ...), dann schaute ich auf das Kreuz und wurde daran erinnert, dass es auch in dieser Situation eine Kraft gibt, die verändern kann und wird. Ich fühlte mich in meiner Machtlosigkeit getragen von seiner Stärke.

Seit dieser Zeit suche ich immer wieder bewusst das Bild des Kreuzes, wenn ich schwach bin, frustriert oder mutlos. Ich sehe dann den leidenden Jesus an. Ich spüre, er weiß genau, wie ich mich fühle und bin gewiss, dass er mit mir zusammen durch dieses Tal gehen wird und dass seine Stärke in mir sein wird.

Nebel und wabernde Masse

Vor Kurzem haben wir beim Abendessen im Familienkreis darüber gesprochen, wie wir uns Gott vorstellen. Mein zehnjähriger Sohn sagte: „Ich stelle mir Gott beim Beten wie Nebel oder eine wabernde Masse vor.“ Genauso dachte ich als Kind auch! Ich wusste ja als Tochter aus christlichem Elternhaus, dass wir uns kein Bild von Gott machen sollten. Aber wie sollte ich dann beten? Ich konnte mir nicht „Nichts“ vorstellen – vor allem ist Gott nicht „Nichts“. Ich weiß noch, wie ich damals abends im Bett lag und über dieses Problem nachgrübelte. Wie kann ich mir Gott vorstellen? Wie darf ich mir Gott vorstellen? Vor meinem inneren Auge schwebte auch so eine „wabernde Masse“, doch ich fand das sehr unbefriedigend.

Gott ließ mich auch in diesem Fall nicht lange im Dunkeln tappen, denn kurz darauf las ich im Schöpfungsbericht, dass Gott den Mensch „zu seinem Bilde“ schuf. Natürlich ist dieser Satz sehr vielschichtig, aber an jenem Abend habe ich verstanden: Wie immer Gott ist, wie immer er tatsächlich aussieht, ich darf ihn mir menschlich denken und vorstellen. Ich erinnere mich noch gut, wie froh mich diese Erkenntnis machte.

GOTT IST NICHT PÜNKTLICH, ER IST EWIG. ER IST NICHT PERFEKT, SONDERN VOLLKOMMEN.

Ob wir wollen oder nicht, wir haben Bilder Gottes in unserem Kopf. Solche Bilder bestimmen nicht unwesentlich unsere Beziehung zu ihm und anderen Menschen. Es ist gut, sie sorgfältig zu prüfen, denn wir befinden uns nicht in einem Vakuum. Familiärer und sozialer Hintergrund, persönliche Geschichte und Erfahrungen in der Gemeinde, all das prägt mein Gottesbild. Und nicht immer stimmt dieses Bild mit dem, was Gott von sich in der Bibel zeichnet, überein. Falsche Gottesbilder lähmen und hindern uns, Gott wirklich zu vertrauen und im Glauben zu wachsen.

Umsturz der Gottesbilder

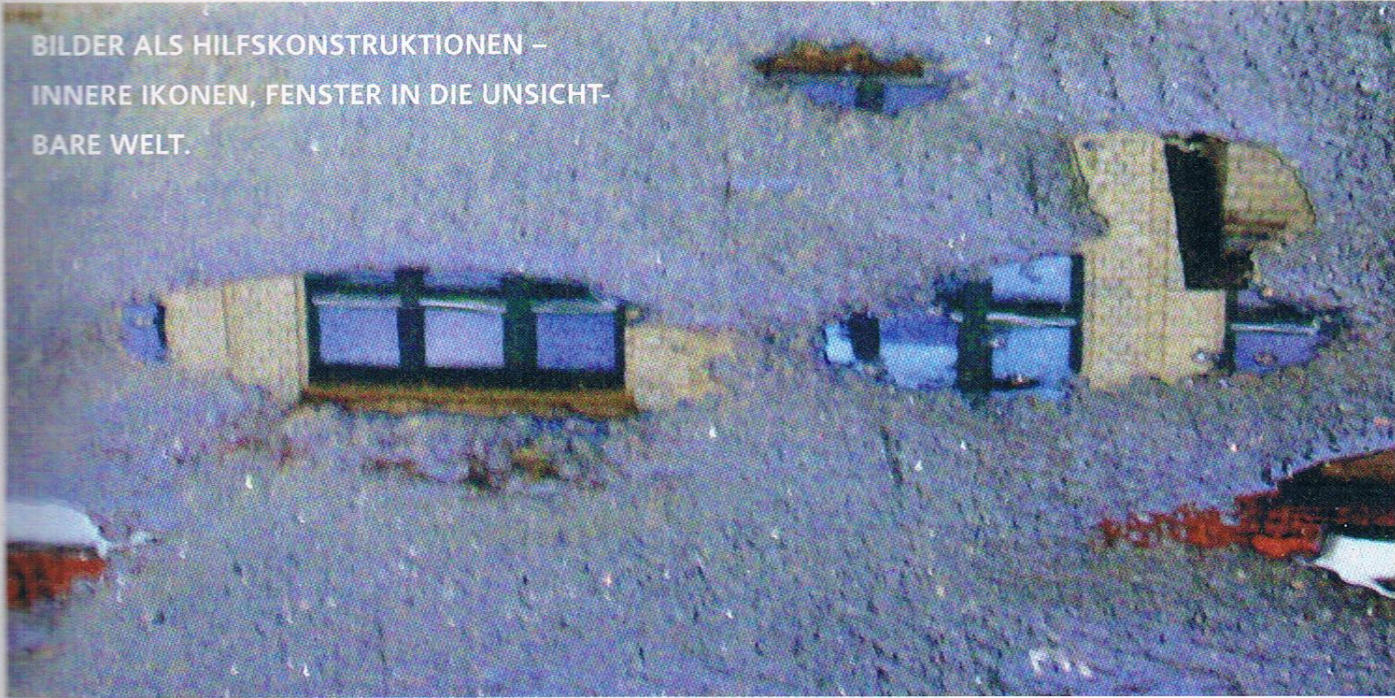
Seit wir letztes Jahr nach China umzogen, besuchen wir die Gottesdienste in einer Internationalen Kirche (siehe AUFATMEN 2/2010). Sie unterscheidet sich sehr von allem, was ich von Daheim kenne. Die Leute sind spontan, improvisieren viel, man beginnt erst, wenn man soweit ist und macht sich aus Pannen recht wenig. Irgendwie passte das nicht mit dem zusammen, was ich unter einem „richtigen“, einem würdigen Gottesdienst verstand. Doch wer legt fest, was der richtige Gottesdienst ist? Das kann doch nur Gott selbst entscheiden.

Nach einer Weile wurde mir deutlich, dass mein Problem gar nicht der Gottesdienst selber, sondern mein persönliches Gottesbild war. „Des wahren Christen Pünktlichkeit ist zehn Minuten vor der Zeit!“, mit diesem Spruch bin ich aufgewachsen. Demnach wäre hier kaum jemand „wahrer Christ“ – alle kommen unpünktlich. Aber ich fand hier mindestens genauso viel Glauben und Treue vor wie in meiner Gemeinde zu Hause. Wurde mir nicht immer gepredigt, dass nur unser Bestes für Gott gut genug ist? Dass wir Gott damit ehren und seinem Bild entsprechen, wenn die Technik funktioniert, die Musiker fehlerfrei spielen, die Folien in der richtigen Reihenfolge sind? Ist nicht alles andere beleidigend gegenüber Gott? Schlamperei gegenüber dem Höchsten?!

Es irritierte mich, dass meine neuen Geschwister gar nicht erst nach Perfektionismus streben oder sich an der Unvollkommenheit stören. Sie sind viel „lockerer“. Nach meiner bisherigen Vorstellung müsste Gott ziemlich enttäuscht über diese Gemeinde sein. Schließlich saß ich eines sonntags im Gottesdienst und betete: „Gott, wenn Du das hier wirklich gut findest, dann bist Du nicht der, den ich kenne. Dem Gott, den man mich gelehrt hat, dem würde das nicht gefallen.“ Seine Antwort war kurz und knapp: „Liebe Ruth, ich wollte Dir schon immer mal sagen: Ich bin kein Deutscher!“

Plötzlich verstand ich: Unsere deutschen Tugenden – Pünktlichkeit, Perfektionismus, Organisationsvermögen, einen Plan machen und sich daran halten usw. –, alles das hatte ich unbewusst auf Gott übertragen, unsere deutschen Eigenschaften zu seinen gemacht. Aber Gott ist nicht pünktlich, er ist ewig. Er ist nicht perfekt, sondern vollkommen. Er organisiert nicht, er schafft. Er plant nicht, sondern führt und lenkt auf ein Ziel hin, das er, schon lange bevor wir waren, vor Augen hatte.

**BILDER ALS HILFSKONSTRUKTIONEN –
INNERE IKONEN, FENSTER IN DIE UNSICHT-
BARE WELT.**



Bei uns zeigen wir unsere praktische Liebe zu unseren Geschwistern – und dadurch auch zu Gott – indem wir etwa Pünktlichkeit und einen gewissen Perfektionismus leben. Da, wo Pünktlichkeit als Tugend gar nicht wahrgenommen wird, ist sie allerdings auch vor Gott relativ bedeutungslos. Er beurteilt ja gar nicht die äußeren Handlungen, sondern die innere Motivation des Tuns und die Liebe zu ihm und dem Nächsten. Eben das ist der Unterschied zwischen Gesetzlichkeit und Freiheit im Glauben.

Ich bin auch hier in China immer noch pünktlich – irgendwie kann ich nicht anders. Aber ich bin viel gelassener (meistens jedenfalls ...), wenn ich dann auf die anderen warten muss. Ihre Liebe zu Gott und zu mir drückt sich in anderen Verhaltensweisen aus. Ich habe gelernt, ihre Sprache der Liebe zu verstehen.

Onkel Hansfried und die Wahl

Auch wenn Gott uns verbietet, Abbilder von ihm zu machen, offenbart er uns doch – so gut wir es verstehen –, wer und wie er ist. Er zeigt uns in der Bibel viele Bilder, die es uns ermöglichen, Teile seines Wesen zu erkennen: Gott als Vater, Schöpfer, Arzt, Hirte, König, Rächer, Richter, Freund, Weingärtner, Liebhaber, Burg, Fels, Adler. Hiob erfährt Gott im Sturm – Elia im leisen Säuseln. Und schließlich wurde Gott Mensch. Gott wird in Jesus unser König und Knecht. Jesus ist Retter und Richter, Priester und Opfer, Lamm und Löwe, Alpha und Omega. Gott ist beides: verzehrendes Feuer und lebendiges Wasser – und alles dazwischen. Vater und Sohn und Heiliger Geist. Ein Gott in drei Personen.

Wie sollen wir jemals wirklich verstehen können, wer Gott ist? Es ist klar, dass kein Abbild auch nur ansatzweise Gottes Größe, seine Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwärtigkeit darstellen kann. Aber als Gipfelpunkt seines Wesens, seiner Liebe, macht sich dieser Gott für uns klein – er wird sichtbar, greifbar und erlebbar in Jesus Christus. Deswegen ist klar: Je länger wir mit Jesus leben, desto mehr erkennen wir auch den Vater.

In meiner Beziehung zu Gott war Jesus schon immer das Zentrum. Ich war etwa fünf oder sechs Jahre, als ich in einer Sonntagschulstunde begriff, welche Bedeutung er für mein Leben haben würde. Onkel Hansfried beschrieb Jesus und das, was er für uns tat, so klar, einladend und authentisch, dass ich genau die zwei Wege meines Lebens vor mir sah und wusste, dass ich jetzt eine Entscheidung für den einen oder anderen treffen musste. Ich wählte Jesus – und seit dieser Zeit ist er mein ständiger Begleiter. Ich sah in meiner Kindheit in ihm nicht nur meinen Herrn, vielmehr war er mein bester Freund, Helfer und mein Ratgeber, Retter in der Not. Viel später – nachdem ich durch eine heftige Lebens- und Glaubenskrise gegangen war –, gewann das Bild von Jesus als König für mich eine große Bedeutung. Jesus, der starke Erlöser.

Dunkle Ecken im Keller

Irgendwann wurde mir bewusst, dass ich zwar eine sehr persönliche und tiefe Beziehung zu Jesus hatte, aber fast keine zu Gott, dem Vater. Ich betete ausschließlich zu Jesus. Wenn ich zu Gott redete, fühlte ich mich gar nicht gehört.

Was der Grund dafür war und wie ich das ändern könnte, wusste ich nicht so recht. Deshalb begann ich, Jesus zu bitten: „*Zeige mir den Vater!*“. Es begann ein längerer, schmerzhafter Prozess der Selbsterkenntnis, an dessen Ende mir deutlich wurde: Ich schämte mich, vor Gott zu treten. Gott ist heilig und vollkommen – ich bin es nicht. Und so, wie ich auch meinen leiblichen Vater nicht alle meine Geheimnisse wissen ließ, gab es Bereiche in meinem Leben, von denen ich nicht wollte, dass Gott sie anschaut. Im Keller meiner Seele gab es einige Dinge aufzuräumen, die ich irgendwann gut in dunklen Ecken versteckt hatte und seitdem vergessen waren.

Es dauerte einige Monate, bis ich endlich begriff, was es wirklich heißt, vor Gott gerecht zu sein. Was ich dann erlebte, lässt sich am Besten so beschreiben: Eines Tages nahm Jesus mich mit den Worten „*Du bist jetzt soweit!*“ an die Hand und öffnete die Tür zu einem anderen Zimmer in meinem

GOTT IST BEIDES: VERZEHRENDES FEUER UND LEBENDIGES WASSER – UND ALLES DAZWISCHEN.

Lebenshaus. Gemeinsam betraten wir einen Raum, von dem ich wusste, dass Gott dort auf mich wartet. Und zum ersten Mal nach dreißig Jahren Christsein stehe ich vor dem Vater. Diese Erfahrung veränderte meine Beziehung zu Gott von Grund auf. Mein Vertrauen, meine Art zu beten, ist seitdem anders – tiefer und ruhiger. Während ich bete, stelle mir zum Beispiel Jesus als König oder als Freund – oder Gott als Vater vor. Diese Bilder helfen mir, mich zu konzentrieren und ruhig zu werden. Sie wechseln vor meinem inneren Auge – je nachdem, was ich auf dem Herzen habe, ob ich für andere bete oder Gott einfach anbe. Mir ist absolut klar, dass sie nur Hilfskonstruktionen sind, innere Ikonen, Fenster in die unsichtbare Welt.

5000-Teile-Puzzle

Auf Gemeindefreizeiten haben wir oft ein Puzzle mit 5000 Teilen dabei, das sich durch gemeinschaftliche Anstrengung im Lauf des Wochenendes in ein vollständiges Bild verwandelt. In diesen riesigen Puzzles gibt es meistens etwas in der Bildmitte, das durch klare Strukturen einfach zu erkennen und zusammensetzen ist – ein Gebäude zum Beispiel. Nach kurzer Zeit ist dieser Ausschnitt komplett. Aber weite Teile des Bildes sind schwierig zu puzzeln wie etwa der Himmel oder das Meer. Hier sieht jedes Puzzleteil sehr ähnlich aus. Es

ist anfangs kaum möglich, zu durchschauen, welches Teil an welche Stelle gehört. Manchmal findet man fünf oder sechs Teile, die zusammenpassen, aber man versucht sie zunächst an der falschen Stelle in das Gesamtbild einzufügen. Oder man sucht verzweifelt ein bestimmtes Teil – man weiß genau, welche Merkmale es haben muss, aber es ist unter hundert anderen verborgen. Und plötzlich findet jemand dieses Teil und hilft so, das Bild weiter zu vervollständigen.

Auch unser Gottesbild besteht aus vielen Puzzleteilen. Der Ausschnitt im Zentrum – Jesus – ist relativ einfach zu erkennen und schnell zusammengefügt. Der Rest des Bildes aber bleibt eine lebenslange Aufgabe. Viele Abschnitte unseres Puzzles wurden von anderen Menschen zusammengefügt – wir haben sie übernommen. Und je nach dem, welche theologische Prägung man in seiner Kindheit erfahren hat, sind einige kleine Ecken ziemlich vollständig – während an anderer Stelle noch eine große Lücke klafft, die man vielleicht noch nicht einmal richtig wahrnimmt. Manchmal befinden sich Teile unseres Puzzles an der falschen Stelle. Nicht selten versuchen wir, sie mit mehr oder weniger Gewalt irgendwie einzufügen – das Bild wird so verzerrt und falsch. Und natürlich fehlen einfach auch viele Teile, womöglich sind sie in einer anderen Schachtel und stehen uns noch nicht zur Verfügung.

Das Schlimmste aber sind die Puzzleteile, die überhaupt nicht ins Bild gehören. Je mehr dieser Fremtteile sich im Puzzle befinden, desto schwieriger wird es, eine Vorstellung vom Gesamtbild zu bekommen. Falsche Sichten verhindern unser Weiterkommen im Glauben – oft kostet es große Mühe, sie zu identifizieren und auszusortieren.

Dagegen gibt es die unglaublich schönen Momente: Wenn man nach langem Suchen endlich das Teil findet, das an einer bestimmten Stelle noch fehlte. Es ist Gott selber, der sich uns immer wieder neu zeigt und fehlende Puzzleteile schenkt. Überhaupt: Ohne Jesus als persönlichen Puzzlemeister, so scheint mir, kommen wir mit unserem Puzzle nicht sehr weit. Er ist der Einzige, der weiß, wie das große Bild am Ende aussehen wird. Denn im Gegensatz zu einem echten Puzzle haben wir ja die Originalvorlage nicht vor Augen – nur der Sohn kennt den Vater ganz.

Wir kennen nur die Bilder der Bibel und die Beschreibungen von Menschen, denen sich Gott offenbart hat. Aber ihre Zeugnisse und unsere Erlebnisse bleiben stets unvollkommene Skizzen von Gottes wahren Wesen. Eines Tages jedoch wird das Bild nicht nur vollständig sein, sondern wir werden Gott selber gegenüber stehen und ihn sehen: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.“ ←

©Lesezeit: 20 – 30 Minuten

GEMEINSAM LESEN – WEITERDENKEN

Fragen & Gespräch: Wovon ist Ihr Gottesbild zentral geprägt? Welche Rolle spielen dabei Elternhaus, Gemeinde, prägende Erfahrungen? Haben Sie eine Sehnsucht danach, Gott vertieft zu erkennen? Was tun Sie, um dieses Ziel zu erreichen? Welche Anteile des vermuteten Wesens Gottes verstehen Sie nicht oder stoßen Sie ab? Was würden Sie gerne besser verstehen an ihm?

Aktion: Wen beten Sie im Alltag an – mit welcher Person der Dreieinigkeit kommunizieren Sie am häufigsten oder natürlichsten? Was sagt das über die anderen Personen der Dreifaltigkeit – und welche Entwicklungs- oder Reifemöglichkeit ergibt sich dadurch für Sie? Investieren Sie in die „weißeren“ Flecken auf Ihrer geistlichen Beziehungskarte.

Beten und hören: Bitten Sie Gott darum, Ihnen mögliche Beziehungsstörungen oder falsche Bilder zu zeigen, die Sie an größerer Hingabe und mehr Vertrauen zu ihm hindern.



Ruth Möller ist verheiratet und lebt mit ihrer Familie in Hangzhou/China.